



Stern der Teger

Illustrierte Zeitschrift
für
Glaubensverbreitung

Herausgegeben u. Missionshaus der Söhne d. hl. Herzen Jesu.
Missionäre für Central-Afrika.

Der „Stern der Neger“

wird im nächsten Jahre, wie bereits mitgetheilt worden, innerlich und äußerlich bedeutend erweitert und vervollkommenet werden. Zahlreiche prächtige Illustrationen und spannende Aufsätze sind für den nächsten Jahrgang schon vorbereitet und versprechen, den „Stern der Neger“ zu einer vorzüglichen Missions- und Familienzeitschrift zu machen, welche bei dem einfachen und dem verwöhnten Leser Gefallen erregen wird. Um diese Vervollkommnung ohne schweren Nachtheil durchzuführen zu können, ist es nothwendig, dass die Zahl der Abonnenten bedeutend zunehme.

Darum suchen wir für den „Stern der Neger“ an allen Orten

Förderer und Förderinnen,

die um der guten Sache willen, der das Blatt und das Missionshaus dient, unsere Monatschrift in freundes- und Bekanntenkreisen zu den denkbar günstigsten Bezugsbedingungen zu verbreiten bereit sind; Probenummern stellen wir mit Freuden zur Verfügung.

Ferner bitten wir unsere Freunde um gütige Bekanntschaft von

Adressen,

an welche wir mit einiger Hoffnung auf Erfolg Probenummern versenden könnten.

Je mehr Abonnenten das Blatt zählt, desto mehr kann es seinen Lesern bieten; überdies thut jeder, der das Blatt fördert, ein gutes Werk und nimmt Antheil an den Segnungen des Missionswerkes.

==== Für Ansichtskarten-Sammler! ====

Jeder, wer uns neue sichere Abonnenten zuführt, erhält über Verlangen ebensoviele schöne Ansichtskarten von Aegypten und Sudan, dortselbst aufgegeben und abgestempelt.

Missionshaus Mühland bei Brixen.

Correspondenz der Expedition.

Eingegangene Geldsendungen. (Vom 27. October bis 28. November 1900.)

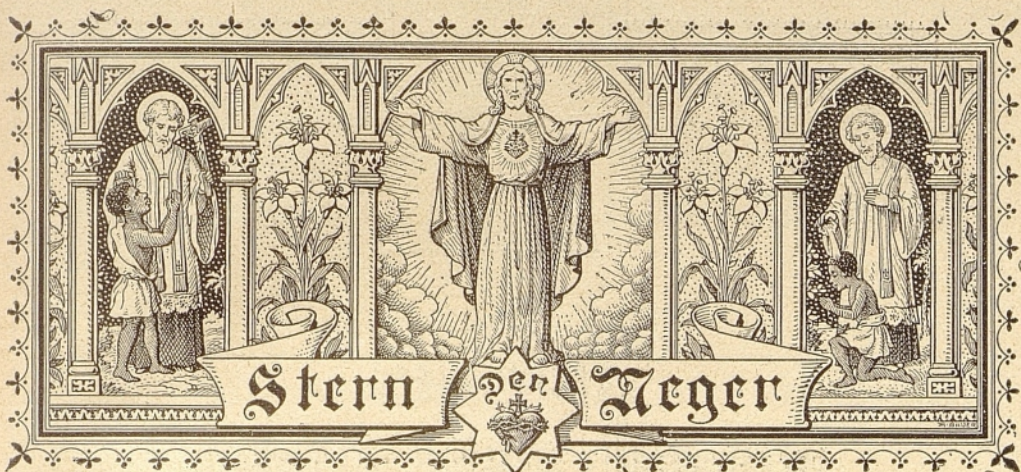
Für das Missionshaus:

Josefa Wiedermann, Private, Klosterneuburg	50.— K.
Franz Falkner, Dechant, Weyer	10.— K.
Wilfling, Hl. Kreuz a. Waasen	20.— K.
In Niederösterreich gesammelt durch Br. Klodt	650.— K.
Anna Rühl, Wintern	6.— K.
Bertha Paul, Innsbruck	1.— K.
Matth. Brandlmayr, Griestkirchen	120.— K.
Dr. G. Schöbel, Bischof, Leitmeritz	17.— K.
Otto Mohn, Lehrer, Kunzendorf	10.— M.
Dr. F. Ch. Mitternugner, Neustift	1.— K.
Julius Krill, Blansko	2.— K.
Franz Fuchs, Wien	4.— K.
Aus Remweg	10.— K.
Ein Legat	100.— K.

Für heilige Messen:

Hubertine Blistain, Uhrweiler	46.50 M.
H. Werich, Pfarrer, Alt-Grottkau	21.50 M.
Julius Krill, Blansko	4.— K.
Franz Fuchs, Wien	4.— K.
Hawlas, Pfarrer, Trzyniež	36.14 K.
v. Nagel, Baronin, Delbe i. W.	32.46 K.
Bertha Paul, Innsbruck	10.— K.
H. Neher, Pfarrer, Bronnen	40.— M.
Elise Fröhlich, Uhrweiler	19.— M.
G. Zaruba, Pfarrer, Komornit	65.— M.
H. Werich, Pfarrer, Alt-Grottkau	83.50 M.
Gräfin Sophie Merveldt, Fiedenthorst	30.40 M.
Rudolf Seiner, Caplan, Göß	16.80 K.
H. Dörgens, Caplan, Nürnberg	41.— M.
Rosenauer	20.— K.
H. Schröber, Lehrer, Steele	6.— M.

Bücher, Zeitschriften u. dgl. für unsere Hausbibliothek sandten ein: Fürst Esterhazy, Oszlop, Ungarn; A. R. Rath Truxa, Wien; Karl Krall, Notariatsbeamter, Neumarkt in Steiermark; Kunsthandlung Beckert, Opatzin; J. Kern, Theolog, St. Pölten; Joh. Wied, Priester, Wien; Graf Seilern, Wien; Martin Hansal, Katechet, Wien; Dr. Jos. Mielnicki, Lemberg; Joh. Pirker, Pfarrer, Paternion.



Illustrierte Zeitschrift für Glaubensverbreitung in Afrika.

Organ des Missionshauses der „Söhne des hl. Herzens Jesu“.

✦ Erscheint am Anfange jedes Monats. ✦

Nr. 12.

December 1900.

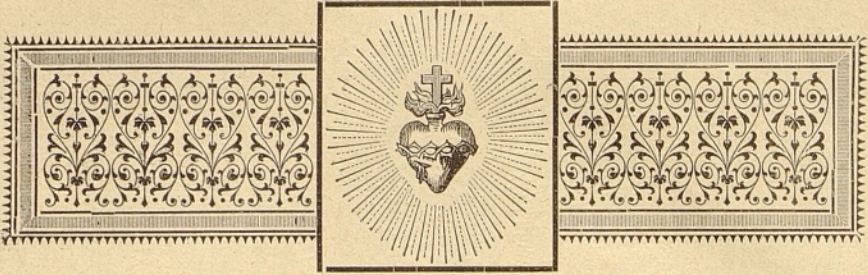
III. Jahrgang.

Inhalt: An der Schwelle des IV. Jahrganges. — Lebensbilder verdienstvoller deutscher Missionäre: P. Joh. Nep. Hinteröcker, S. J. (Schluss). — Krieg des Chalifen Abdullahi gegen die englisch-ägyptischen Truppen (Schluss). — Vom afrikanischen Sklaven zum katholischen Priester (Schluss). — Rundschau in den Missionen. — Ein Deutscher — Sklave in Afrika (Schluss). — Nachrichten aus dem Marien-Verein für Afrika.

An der Schwelle des IV. Jahrganges.

Mit dieser Nummer geht der III. Jahrgang unseres Blattes zu Ende, und es gereicht uns zur besonderen Freude, mittheilen zu können, daß der „Stern der Neger“ im nächsten Jahre bei gleichem Preise (jährl. 3 K = 3 Mk. mit Postzusendung) bedeutend vergrößert und auch äußerlich schön ausgestattet werde. Neue interessante „Lebensbilder deutscher Missionäre“ sind schon bereit, die „Rundschau in den Missionen“ wird die Leser regelmäßig über die Missionen in allen Theilen der Welt unterrichten, und eine Menge andern spannenden Lesestoffes harzt in unserer Lade des Abdruckes. — Dies geschieht in der Hoffnung, daß uns unsere bisherigen Freunde treu bleiben und uns ihre Treue einerseits durch baldige **Erneuerung des Abonnements**, andererseits dadurch beweisen, daß sie den „Stern der Neger“ in ihren Bekanntenkreisen **empfehlen** und ihm zu neuen Abonnenten verhelfen.

Die Redaction.



Lebensbilder verdienstvoller deutscher Missionäre.

Von U. B.

P. Johann Nep. Hinteröcker, S. J.

(Schluß.*)

P. Hinteröcker war in Abelaide Domprediger, Domvicar und Seelsorger zugleich; denn es befanden sich in der Stadt im ganzen nur fünf Priester, welche die Seelsorge in der Stadt und auf zehn (engl.) Meilen im Umkreis versehen mußten. P. Hinteröcker war der einzige Priester, welcher in der Domkirche die hl. Messe las, da die anderen nach den auswärtigen Stationen excurrierten. An Sonntagen mußte er zweimal Messe lesen. Anfangs predigte er nur deutsch, aber bald fühlte er, daß er mit englischen Predigten mehr ausrichten könnte. Er versuchte sich nun zuerst vor einer kleineren Versammlung in englischen Vorträgen, und als er sich der Sprache genügend mächtig fühlte, predigte er einmal in der Domkirche englisch; damit erregte er unter den katholischen Engländern und Irländern der Hauptstadt große Freude und von da an predigte er häufig in dieser Sprache. Bei Engländern und Deutschen, bei Katholiken und Protestanten, bei Gläubigen und Rationalisten fanden seine Vorträge großen Anklang, und allgemein hieß es, seit 18 Jahren, nämlich seit P. Max Klinkowström sei kein solcher Prediger in Abelaide gewesen.

Sehr großen Zulauf bekam P. Hinteröcker im Beichtstuhl; dieser war seine größte Mühe und Plage aber auch sein süßester Trost. Schon in den ersten vierzehn Tagen hatte er in Abelaide von Engländern allein mehr Beichten gehört, als in Sevenhill während fünfzehn Monaten in englischer, deutscher und polnischer Sprache zusammen. Samstag dauerte das Beichtthören meist von 3 Uhr an bis 9 Uhr in der Nacht und darüber, Sonntags mit Ausnahme der Zeit für die zwei Gottesdienste bis 1 Uhr. — Daß er aber trotz seiner vielen Arbeiten, Sorgen und Bestrebungen auf seine naturgeschichtlichen Sammlungen nicht vergaß, ist bei

*) Siehe Nr. 11, Seite 242.

P. Hinteröcker wohl selbstverständlich; hier waren es zumeist die Muscheln der nahen Meeresküste, die seinen Sammeleifer stachelten. —

Anfangs Juni 1868 kamen mehrere Priester aus Europa in Adelaide an, und hiemit war die Wirksamkeit des P. Hinteröcker an der Domkirche, die fast vierzehn Monate gewährt, abgeschlossen; nun sollte er vorläufig nach Sevenhill zurückkehren. P. Hinteröcker hatte sich durch seinen lauterer Eifer, durch seine Unverdroffenheit, mit der er Gesunden und Kranken zu dienen bereit war, allenthalben aufrichtige Verehrung erworben, bei Priestern und Laien war er gleich beliebt. Als es daher bekannt wurde, daß er Adelaide verlassen müsse, entstand ein allgemeiner Jammer, alle hätten ihn gerne zurückgehalten. Wirklich änderten sich die Verhältnisse, daß sie ihn nur vorübergehend verloren, während er im Lande herumzog, um auch anderen zu predigen.

Der Bischof von Adelaide hatte den Monat Mai 1868 zum Beginn der Tribuen bestimmt, welche der Papst angeordnet hatte, um von Gott Barmherzigkeit zu erbitten wegen der damaligen Bedrängnisse der katholischen Kirche. P. Hinteröcker wurde mit der Abhaltung dieser kleinen Missionen betraut.

Den Anfang machte er in Adelaide selbst, dann aber begann er nördlich und südlich davon seine fliegenden Missionen. Solche Missionen dauerten je nach den Umständen drei, vier bis acht Tage; täglich predigte er zwei- und dreimal in Kirchen, und wo es keine gab, in Privathäusern, wiederholt im Freien, auf offenen Plätzen oder am Meeresstrande. Neben dem Predigen gab es viele Beichten zu hören, oft tief in die Nacht hinein, ja bis Mitternacht. Das waren Tage der größten Anstrengung, eine wirkliche Seelenjagd auf Sturmeswegen, aber P. Hinteröcker fühlte sich stark und kräftig und voll inniger Freude über die reichen Erfolge. Von weiter Ferne strömten die Leute zusammen, um ihn zu hören, und er hatte die unsägliche Freude, daß Männer, die zwanzig Jahre und darüber nicht gebeichtet hatten, bei diesen Missionen zur Beicht kamen, und daß 38 Protestanten, erschüttert durch seine Predigten, vor ihm das katholische Glaubensbekenntnis ablegten.

Nach diesen Tagen ununterbrochener Aufregung und Anstrengung fand er in der Hauptstadt keineswegs die ersehnte Ruhe; es trat dort plötzlich eine ungewöhnlich große Hitze ein, und dazu kamen bittere Kränkungen, die er nicht erwartet hätte, das ward für seine Kräfte zuviel und ein Nervenfieber warf ihn auf das Krankenlager.

Raum war aber das Aergste der Krankheit glücklich überstanden, als er sich schon wieder zu einem Ausflug rüstete, denn nach Neujahr sollte er Australien verlassen und nach Europa zurückkehren, darum wollte er die wenigen ihm noch übrigen Tage fleißig benutzen.

Noch fieberisch und mit Katarrh behaftet, fuhr er nach Flinder-Eiland, einer einsamen Insel im südlichen Ocean, gegen 700 engl. Meilen von Adelaide entfernt. Der Zweck dieser Fahrt war, die Insel naturwissenschaftlich zu durchforschen, nachdem er schon viel über den Reichthum derselben an Naturproducten gehört, und kein Naturforscher dieselbe noch besucht hatte. P. Hinteröcker hat die ganze Insel zu Fuß und zu Pferde durchforscht und brachte eine großartige Samm-

lung von ganz neuen oder seltenen Sachen aus dem Pflanzen- und Thierreich zusammen. Mit diesem Ausflug war aber auch seine naturwissenschaftliche Thätigkeit abgeschlossen, denn er bekam einen Wirkungskreis, der ihm dazu keine Zeit mehr übrig ließ.

Als nämlich P. Hinteröcker vom Bischofe von Abelaide Abschied nehmen wollte, konnte sich dieser in den Gedanken gar nicht fügen, den lieben P. Hinteröcker aus seiner Diöcese zu verlieren. Er hatte immer schon gewünscht, daß die Jesuiten in der Vorstadt Norwood ein Collegium gründen sollten; nun reifte sein Entschluß schnell. Der Bischof richtete an den Superior der Jesuiten-Missionäre in seiner Diöcese den Vorschlag, daß er unverzüglich die Pfarrseelsorge von Norwood und Hectorville an die beiden Patres Hinteröcker und Volk, welcher letzterer gerade in Abelaide Exercitien gab, übertrage; er selbst wolle mit der nächsten Post den P. General in Rom um seine Zustimmung bitten. So ward P. Hinteröcker für Abelaide gerettet.

Es war ein recht armer Anfang, mit dem die beiden Patres ihre Wirksamkeit in Norwood begannen; ohne Haus, ohne Kirche, ohne gesichertes Einkommen mußten sie anfangen. Der Bischof übergab ihnen in Norwood die sogenannte Schule mit einem kleinen Garten, ein Gebäude, das früher eine Scheuer gewesen und jetzt während der Wochentage zum Schulehalten, für die Sonn- und Feiertage zum Gottesdienste diente. In Hectorville erhielten sie ein kleines, arm eingerichtetes Kirchlein; und an diesen beiden Gebäuden hiengen noch Schulden, nämlich 900 fl. für die Schule und 300 fl. für die Kirche, welche die Patres mit der Zeit abzahlen sollten; sonst übergab ihnen der Bischof gar nichts, und er konnte ihnen beim besten Willen nichts geben, denn er war selbst arm.

Die Kirche von Hectorville besaß ein einziges Messgewand, das für drei Farben dienen mußte; P. Volk, der in Hectorville die Seelsorge übernahm, war ganz glücklich über diesen Schatz, der nur einen — Fehler hatte, daß er nämlich nur für Roth, Weiß und Violett, und leider nicht auch für Grün und Schwarz zu verwenden war.

Am 25. März 1869 kam endlich die Entscheidung von den Oberen aus Europa, daß die neue Residenz in Norwood angenommen werden dürfe, und zugleich, daß P. Provincial den P. Hinteröcker zum Superior der neuen Residenz, den P. Volk zu dessen Coadjutor ernenne. Charakteristisch ist die Aeußerung des P. Hinteröcker über diese Verfügung: „Jetzt muß ich etliche Acres Land kaufen, darauf ein Haus und eine Ignatiuskirche bauen und dann — fort zu den Schwarzen!“ — Man möchte meinen, er habe da zu früh und zu viel gesprochen; P. Hinteröcker aber verstand es auch, sein Wort zu halten. Am 7. August 1870 wurde die St. Ignatius-Kirche in Norwood — das Werk des P. Hinteröcker — feierlich eingeweiht. Wo kurz zuvor noch wilde Akazienbüsche standen, steht nun das schöne Bauwerk mit den zwei weißen Thürmen, umschattet von mächtigen, vielhundertjährigen Bäumen, Ueberbleibseln des australischen Urwaldes. Ueber dem Eingange prangte in lateinischer Sprache die sinnreiche Inschrift: „Hier kämpft unter Jesus als seinem obersten Feldherrn Ignatius von Loyola.“

Alle, welche die neue Kirche besuchten, waren entzückt über die zierliche geschmackvolle Kirche, die Katholiken voll Stolz und Freude, die Protestanten voll Auerkennung und Bewunderung. Darum war P. Hinteröcker aber auch voll Freude, voll Dank gegen Gott und gegen alle, die ihm mit ihren Spenden den Kirchenbau möglich gemacht hatten. So rief er einmal aus: „Die Kirche ist das größte Werk, welches seit zwanzig Jahren hier in Südaustralien durch einen armen Beihl Gottes erbarmungsvolle Vorsehung ausgeführt hat zur Ehre unseres großen Patriarchen.“

Daß aber P. Hinteröcker nebstbei die Seelsorge nicht vergaß, geht aus einem Briefe von Juli 1870 hervor, wo es heißt:

„Heute oder übermorgen nehme ich das 101. Schäflein in die Kirche auf, seitdem ich in Australien wirke.“

Die Protestanten wurden bei dem Einfluß und den Erfolgen des P.

Hinteröcker von ihren Führern in den Zeitungen fleißig gewarnt vor den Jesuiten in Norwood „mit ihren holdselig lächelnden Blicken, öltriefenden Zungen

Abelaide zu thun hatte, unsern P. Hinteröcker kennen und schätzen, und lud ihn ein, in seiner Diöcese Missionen zu halten. Voll Eifer und Hoffnung trat P. Hinteröcker diese Reise an.

Er hielt den Weltpriestern und den Ordensfrauen der Reihe nach Exercitien und darnach begann er am 15. September eine Volksmission, die acht Tage dauerte und mit ungewöhnlichem Erfolge gekrönt war. Lassen wir darüber die Adresse der Katholiken Hobarttowns, die ihm nach Schluß der Mission überreicht wurde, selbst sprechen: „An den hochw. P. Hinteröcker, S. J. — Wir Katholiken von Hobarttown und Umgebung, die wir so glücklich waren, an der von Ihnen gehaltenen Mission theilzunehmen, können Ihre Abreise nicht vorübergehen lassen,



Missionär P. Hinteröcker, S. J.
(Originalbild des „Stern der Meeres“.)

und anziehenden Manieren, die aber nur Tod und Verderben für die Seelen im Busen tragen.“ Trotz dieser Warnung aber wurde die Ignatius-Kirche fortwährend an Sonn- und Festtagen, zu den Maiandachten auch an Wochentagen von vielen Protestanten besucht, manchmal waren die Hälfte Besucher Protestanten. — — —

Im Jahre 1872 lernte der Bischof Dr. Murphy von Hobarttown auf der Insel Tasmanien, der in geistlichen Angelegenheiten in

ohne unsern Dank für die vielen und unschätzbaren Segnungen, welche wir durch Sie, Hochwürdiger Vater, empfangen, wenigstens einigermaßen an den Tag zu legen. Oft schon haben wir von den vielen und großen Arbeiten, denen die Väter der berühmten Gesellschaft Jesu sowohl in christlichen als heidnischen Ländern sich unterzogen, gehört und gelesen; Sie aber sind der Erste, der es uns durch eigene Erfahrung kennen lehrte, was der Eifer eines Missionärs Ihres hl. Ordens auszuführen vermag. Wir danken Ihnen von Herzen für die vielen beredten und hinreißenden Predigten, für die Besuche, die Sie uns in unseren Wohnungen abgestattet haben, für die vielen Stunden bei Tag und Nacht, die Sie für uns im Beichtstuhl zugebracht und wodurch sie viele mit Gott ausgeföhnt haben. Diese Mission wird eine gesegnete Epoche in unserem Leben und eine stets denkwürdige Thatsache in der Geschichte der Kirche von Tasmanien sein und bleiben, und wir haben die zuversichtliche Hoffnung, daß es Ihnen bei Ihren fast übermenschlichen Arbeiten und Mühen der letzten Woche doch zu einigem Troste und Lohne gereicht haben werde, aus unverkennbaren Zeichen zu sehen, wie so viele, die sich um Ihre Kanzel und Ihren Beichtstuhl scharten, Ihre Arbeiten zu schätzen wußten. Vor einigen Tagen noch waren Sie uns ein Fremder, und schon schlugen Ihnen alle unsere Herzen entgegen voll der tiefsten Gefühle der Hochachtung. Nehmen Euer Hochwürden, wir bitten Sie darum, unsere Versicherung an, daß die Belehrungen, welche sie auf so schöne und rührende Weise gegeben, einen Eindruck in unseren Herzen zurückgelassen, den die Zeit nimmer verwischen kann! — — —“

Dem Anscheine nach in bester Gesundheit verließ P. Hinteröcker Donnerstag den 26. September Hobarttown. Der Bischof gab ihm selbst das Geleite bis zu der Stadt Brighton, wo er von ihm Abschied nahm. Auf der Weiterreise erkrankte er aber ganz bedenklich; in Campbelltown (einer Stadt ungefähr 20 Stunden nördlich von Hobarttown) angekommen, fühlte er sich zu unwohl, um seine Reise sogleich fortzusetzen; er blieb daher einige Tage in dieser Stadt. Da er aber um jeden Preis die auf Mittwoch den 2. October angesagten Priester-Exercitien in Launceston, ungefähr 10 Stunden nördlicher, zur festgesetzten Zeit beginnen wollte, so achtete er in seinem Eifer nicht auf die Vorstellungen des Arztes und reiste ab.

Obgleich er sich unwohl fühlte, hielt er doch an die in der Kirche versammelten Priester noch eine kurze Ansprache als Einleitung zu den Exercitien. Am nächsten Tag gab er die Punkte der ersten Betrachtung durch eine halbe Stunde und las darnach die hl. Messe; es war seine letzte. Bereits von Fieberschauer ergriffen verließ er die Sacristei; es wurde Dr. Mason gerufen, der eine heftige Entzündung der beiden Lungenflügel constatirte. Voll Zartfönn hat P. Hinteröcker, man möge bekannt machen, daß keineswegs die Anstrengungen in Hobarttown ihn krank machten, sondern nur der häufige Witterungswechsel; und obwohl todtkrank, ließ er nicht ab in seinem Eifer, gab vom Bett aus seine Weisungen für die Betrachtungen und Lesungen und schloß am Freitag die Exercitien. Bis Sonntag merkte man an ihm wenig Veränderung, nur daß er manchmal irre redete; am Sonntag aber verschlimmerte sich sein Zustand zusehends, und gegen 10 Uhr abends wurde

es so schlecht um ihn, daß die Umstehenden überzeugt waren, sein letztes Stündlein habe geschlagen. Der Sterbende schloß sich so eifrig und so lange er konnte den Gebeten des Priesters an, und als dieser schwieg, redete er noch vernehmlich in seiner Muttersprache. Es wurde immer schlechter und schlechter. Scheinbar schon ganz bewusstlos, wollte er sich nochmals mit dem Kreuze bezeichnen, streckte unter den Worten: „Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist,“ seine Hände gegen Himmel, darauf verlor er die Sprache und zwölf Minuten vor Mitternacht athmete er ruhig seine Seele aus, in der Hand die Sterbekerbe und die ihm so theuren Reliquien des hl. Ignatius auf der Brust. Sein Gesichtsausdruck nach dem Tode war wie himmlisch verklärt.

Sein Leichnam wurde zuerst in Hobarttown unter großen Trauerbezeugungen der gesammten katholischen und außerkatholischen Bevölkerung beigesetzt. Doch die Verehrer des Verbliebenen in Adelaide gaben es nicht nach, bis die theueren Ueberreste nach Norwood überführt und in jener Kirche beigesetzt wurden, die er auf wüstem Grund mit Sorgen und Mühen geschaffen hatte, Gott zur Ehre, den Gegenwärtigen zur Freude und künftigen Geschlechtern zum Segen; er mußte mit seinem Leibe gewissermaßen den Schlußstein bilden. So ruht der gute P. Hinteröcker in australischer Erde, und die schöne St. Ignatius-Kirche von Norwood-Adelaide ist gleichsam sein schönes Grabdenkmal. — Manchen Uandank, manche bittere Kränkung mußte er im Leben über sich ergehen lassen, wie es ja den edlen Seelen allen beschieden ist, aber was kümmert es ihn jetzt, — der Herr ist selbst sein übergroßer Lohn geworden, und sein Andenken ist und bleibt bei allen Guten ein heiliges!



Krieg des Chalifen Abdullahi gegen die englisch-ägyptischen Truppen.

Von P. Otto Huber, F. S. C.

(Schluß*)

In tiefer Nacht warf ein Kanonenboot elektrische Scheinwerfer über die Stellungen der schwarzen Regimenter, um zu erspähen, welche Stellung dieselben eingenommen haben. Als die unwissenden Derwische über ihren Köpfen das elektrische Licht erblickten, sagten sie, dies wäre der Teufel der Ungläubigen. Die Griechen aber, welche ebenfalls mit dem Chalifen hatten ausziehen müssen, erkannten daraus, der Vorabend der entscheidenden Schlacht sei gekommen, ergriffen die Flucht und gelangten auch glücklich, ohne bemerkt zu werden, in ihre Häuser. Auch viele andere, denen es an Kampfeslust mangelte, thaten ebenso, aber manche von ihnen fielen in die Hände der berittenen Wachen, welche

*) Siehe Nr. 11, Seite 248.

der Chalife in der Stadt zurückgelassen hatte. „Glaubet ja nicht,“ suchten sich die Flüchtlinge zu entschuldigen, „daß wir vor dem Feinde Furcht haben. Wir haben nur Hunger; das wenige Brot, was wir mitgenommen haben, ist alle, und so gehen wir heim, um uns eines zu holen. Dann gehen wir gleich wieder ins Lager zurück und werden morgen den ungläubigen Hunden heimgeigen.“ — Die strammeren Wachen gaben auf dieses Geschwätz nichts und schickten die flüchtigen Helden wieder dahin, woher sie gekommen waren; die Gutmüthigen ließen die Ritter „ohne Furcht und Tadel“ passieren, aber als diese ihre Häuser erreichten, — ward keiner mehr gesehen.

Der Chalife wollte zuerst während der Nacht das Lager der Feinde überfallen und daselbst eine Verheerung anrichten, wie es einst dem Mahdi gelungen war; diesmal hätte er sich aber getäuscht, denn der Feind war auf der Hut. Es kam aber nicht dazu, denn Jacub widersetzte sich dem Plane seines Bruders. „Warten wir mit der Schlacht bis morgen,“ meinte er, „denn bei dieser Finsternis können wir gar nicht zwischen Freund und Feind unterscheiden und werden unsere eigenen Leute abschlachten.“ —

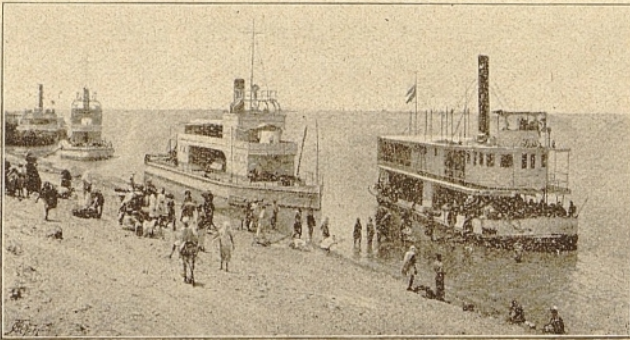
Am folgenden Morgen, 2. September 1898, in aller Frühe, ehe die Sonne aufgegangen war, stürzten sich schon die Dervische wie wilde Thiere auf das englisch-ägyptische Heer, um es zu umzingeln. Aber sie wurden von einem schrecklichen Kanonen- und Gewehrfeuer begrüßt, und der Emir Ibrahim, der dem Chalifen sehr theuer war, büßte den Angriff mit dem Leben; von einer Kugel durchbohrt fiel er todt aus dem Sattel, wurde von seinen Leuten nach Omderman gebracht und in seinem Hause begraben.

Der Chalife stand hinten auf einer Anhöhe, um die Heldenthaten der Seinen zu überblicken, was er aber zu sehen bekam, war für ihn nicht sonderlich trostreich. In seiner ohnmächtigen Wuth zog er den Säbel, schwang ihn gegen die Feinde und heulte wie besessen: „Allah hua akbar!“^{*)} — Beiflucht seien die Heiden. Aber alles Fluchen und Heulen half nichts, Allah that, als hätte er nichts gehört, und die Leute des Chalifen fielen wie das Gras unter der Sichel des Mähers. Der Chalife wendete sich an den ältesten Sohn des Mahdi, Mohammed, der das Schwert seines Vaters trug, und sagte zu ihm: „Du, der du des Mahdi Sieges Schwert trägst, gehe voran!“ Der arme Junge rannte mit gezogenem Schwerte vorwärts und — holte sich den Tod. — Jacub, der Bruder des Chalifen, stürzte sich mit unglaublicher Kühnheit auf die feindlichen Kanonen, um diese lästigen Schreier zum Schweigen zu bringen, wurde aber selbst sammt den Seinigen zum Schweigen gebracht, und seine Fahne gerieth in die Hände der Feinde, welche dieselbe mitten zwischen den Kanonen aufpflanzten. Die Dervische meinten, dies sei ein Zeichen, daß sich Jacub der feindlichen Artillerie bemächtigt habe, und stürzten sich mit vollem Ungestüm dahin. Aber sie kamen übel an, denn die Artillerie gewann dadurch nur günstigeres Ziel; die Dervische fielen wie die Fliegen, und ihre Leichen bedeckten weit und breit die Erde.

*) Allah hua akbar — Gott ist größer, d. h. Gott ist stärker und mächtiger als du, er soll an dir Rache nehmen. Dies war bei den Dervischen eine beliebte Verwünschung der Feinde.

Nachdem der Angriff der Derwische zurückgeworfen war, traten die englisch-ägyptischen Truppen aus den Besehanzungen heraus und trieben die Derwische wie Schlachtvieh vor sich her. Der Chalife stand hinter einigen Krupp-Kanonen, von denen er viel Erfolg erhofft hatte aber vergebens. Seine Leute verstanden das Zielen nicht, die Kugeln flogen über die Köpfe der Feinde hinweg. Den Chalifen dürrtete infolge seines vielen Schreiens. Er verlangte zu trinken. Zwar hatte er den Leder Schlauch — „rakua“ — an seiner Seite. Da er jedoch den Kopf voll Kanonendonner hatte, überfah er es und sagte zu seiner Lieblings-Sclavin statt „Gib mir die rakua (den Wassertschlauch)“ — „Gib mir die mahina!“ d. h. die Kriegsmaschine (Kanone). So war er verwirrt.

Während der Schlacht stand dem Chalifen zur Seite eine Sclavin aus dem Dinka-Lande namens aschuar adén, auf arabisch abd aragig genannt. Diese schien eher ein Mann zu sein als ein Weib und besaß ein sehr freches Maul. Zur Zeit des Mahdi pflegte sie die Einkäufe für dessen Haus zu besorgen. Was ihr dabei in den Kaufläden unter die Hände kam, stahl sie, ohne daß sich jemand



Kriegsschiffe auf dem Nil bei Chartum.
(Originalbild des „Stern der Veger“.)

getraut hätte, ihr zu widersprechen. Einer besonderen Aufmerksamkeit ihrerseits erfreuten sich die Christen. Halb nackt nach der hiesigen Mode, einen festen Prügel in der Hand, sah man sie öfters durch die Straßen ziehen und das Lob des Mahdi verkündigen. Wehe der christlichen Frau, die anständig gekleidet ihr begegnete. „Du garstiges Katzenauge!“ hänselte und heulte die Sclavin. „Bist du immer noch eine Heidin? Wann wirst dich denn einmal bekehren und dich nach der Tracht der gläubigen Frauen kleiden?“ — Der Chalife hatte für diese Sclavin eine besondere Vorliebe und gab ihr, vielleicht wegen ihrer geläufigen Sprachwerkzeuge, den Rosenamen „Aeir aggiana“, d. h. „der Paradiesvogel“. Am Tage der Schlacht befand sich dieses Mannweib an der Seite des Chalifen. Sie war als Derwisch gekleidet und hatte die Hüften mit einem — hölzernen Schwerte umgürtet, wahrscheinlich weil der Chalife zu farseln pflegte: „Im Holze liegt unser Sieg; ein hölzernes Schwert, gegen die Ungläubigen gezogen, verwandelt sich in Eisen.“ — Der „Paradiesvogel“ ermunterte eifrig die Soldaten und richtete die Fahne auf, als der Fähnrich tödtlich getroffen auf die Erde fiel. —

Als endlich der Chalife auch in seiner Nähe Kugeln pfeifen und Bomben plagen hörte, kehrte er in einem großen Bogen in die Stadt zurück. Das englisch-ägyptische Heer verfolgte ihn ein großes Stück Weges und rastete hierauf in der Nähe des Flusses.

Als der Chalife in der Stadt ankam und mit eigenen Augen sah, wie da die feindliche Artillerie gewirksam war, und als er allenthalben nur eine heillose Verwirrung gewahrte, sank sein Muth bis auf den Gefrierpunkt herab. In aller Eile befohl er seinem Hausmeister, Emir Abd al raiüm, mit dem Harem die Flucht zu ergreifen. Er selbst ließ neuerdings die Kriegstrommel schlagen, um die Reste seiner Krieger um sich zu versammeln; — sie kamen nicht. — —

Etwa nach einstündiger Rast bei Chor Schambát drangen die feindlichen Truppen in Dmderman ein. Bei ihrem Eintreten in die Stadt waren die schwarzen Weiber die ersten, die sie mit dem Freudengeschrei begrüßten: „Die Freiheit kommt, die Freiheit kommt, die Freiheit ist schon da!“ Von den Häusern der Araber Rifegat, der Hamar und der Taascha wurde nach dem Sirdar geschossen, der mit einem Generälen durch die Straßen ritt. Seine Soldaten drangen in die Hütten ein, und wer mit Waffen in den Händen ertappt wurde, wurde einfach niedergemacht.

Die Christen hielten sich noch immer in ihren Häusern versteckt, immer noch unsicher über die endgiltige Entscheidung der Schlacht. Auf einmal kam ein Grieche herbeigeeilt.

„Kommet heraus!“ rief er schon von weitem, „die Derwische sind alle!“

„Ist's denn doch wahr, oder hat dir nur so geträumt?“

„Geträumt! Bewahre! Es ist gewiß wahr; sehet nur selbst nach, die Stadt ist voll von Soldaten. Zuerst müßt ihr aber die buntfarbigen Lappen von euren Kleidern wegthun, weil die Soldaten einen jeden niederschließen, der so scheckig daherkommt.“*)

Im nächsten Augenblicke waren Bänder und Maschen zerrissen, und die Griechen giengen hinaus, Slatin Pascha zu begrüßen. Slatin Pascha schickte sie aber mit dem Bemerkten, jetzt sei es noch nicht an der Zeit, Coviva zu schreien, in ihre Häuser zurück.

Unterdessen saß der Chalife in Dschame, unschlüssig, was er anfangen sollte. Er berieth sich mit seinem Secretär Medesser. „Herr, fliehe!“ entgegnete dieser. „Auch der Prophet hat oft in der Flucht sein Heil gesucht und zuletzt ist er doch Sieger geblieben. Mache es auch so!“

Darüber war aber der schneidige „Paradiesvogel“ höchst entrüstet. „Nein, ein Fürst deinesgleichen flieht nicht!“ meinte die Slavine. „Wenn es keine Soldaten mehr gibt, die kämpfen wollen, so habe noch ich ein Schwert, und du hast eines; wir kämpfen und sterben mitsammen!“ — Doch zum Sterben schien der Chalife noch nicht recht Lust zu haben, er überließ Dmderman seinen Feinden und suchte das Weite und der holde „Paradiesvogel“ — flog ihm nach. —

*) Die Derwische pflegten auf ihren Kleidern buntfarbige Maschen und Bänder als Erkennungszeichen zu tragen



Vom afrikanischen Sklaven zum katholischen Priester.

Daniel Sorûr Pharim Dèn,

Negerpriester aus dem Stamme der Dinka in Central-Afrika,

zum Katholicismus bekehrt 1874, Priester seit 8. Mai 1887,

gestorben 11. Jänner 1900.

(Eine Selbstbiographie.)

XI.

(Schluß.*)

(Eintritt ins Collegium de Propaganda fide. Rückkehr in den Orient. Priesterweihe.)

Als wir in Suakin angelangt waren, mußten wir 13 Tage warten, bis das Dampfschiff, welches uns nach Suez bringen sollte, anlangte. Sobald der Dampfer angekommen war, und man wußte, daß er noch mehrere Tage vor Suakin liegen würde, gieng Vater Comboni zum Gouverneur, damit er uns beiden Missionszöglingen einen regelrechten Freibrief ausstelle, um Schwierigkeiten in Suez, wo uns sonst die Regierung zu Sklaven gemacht hätte, vorzubeugen. Diese Freibriefe brachte der Gouverneur selbst an Bord und las sie uns vor. — Nach einer Seefahrt von fünf Tagen landeten wir in Suez, wo selbst unsere Freibriefe wenig helfen wollten. Nur der Energie eines Comboni gelang es, uns aus den Beamtenklauen zu retten. Am nächsten Morgen fuhren wir mit der Eisenbahn nach Kairo und begaben uns da in unsere Missionsanstalt. Bezüglich der Eisenbahn hatten mir schon einige Neger, welche in Europa gewesen waren, erzählt, aber trotzdem hatte ich davon keine rechte Vorstellung. Ich meinte, das sei eine ganz eiserne Straße, auf der man mit ungewöhnlich großer Schnelligkeit zu Fuß gehen könne.

In Kairo hatte der Provicar viele Geschäfte zu erledigen, und als das geschehen war, ließ er meinen Altersgenossen dort zurück. Dieser sollte später nachkommen. Wir aber giengen bereits am 15. März 1876 nach Alexandrien und langten am 25. März wohlbehalten in Italien an. — Einige Zeit darauf traf auch mein Genosse Arthur Morsal ein, und dann wurden wir beide zusammen für die Studien vorbereitet.

Inzwischen war Comboni zur bischöflichen Würde auserkoren worden und zugleich hatte er uns beiden die Aufnahme in das Collegium de Propaganda fide erwirkt.

Diese Nachricht kam uns ganz unerwartet, und die freudige Ueberraschung war keine kleine.

In Rom angekommen wurden wir in die Kirche der Propaganda geführt, um daselbst der Bischofsweihe unseres guten Vaters, des apostol. Vicars Daniel

*) Siehe Nr. 8, Seite 178.

Comboni beizuwohnen. — Nach dieser erhebenden Feier folgten wir dem neuen Bischof in den Vatican, wo wir von Pius IX. sofort zur Audienz und, nachdem wir den apostolischen Segen von Sr. Heiligkeit empfangen, auch zum Fußfusse zugelassen wurden.

Am darauffolgenden Morgen, den 13. August, wurden wir ins Collegium Urbanum eingeführt. Dort fand ich in dem, was ich früher so hartnäckig zurückgewiesen hatte, eine wahre Freude und mein Lebensglück. In diesem weltumfassenden Institute verblieb ich durch sieben Jahre unter meinen geliebten Oberen, den Cardinälen Franchi und Simeoni.

Nach einer schweren Krankheit, die ich im Jahre 1880 überstanden hatte, verschlimmerte sich mein Zustand neuerdings im Juni 1883 — und ungeachtet meines Vorsazes, Rom nicht eher zu verlassen, als bis ich meine Studien regelrecht vollendet hätte, ward ich dennoch durch die wahrhaft väterliche Fürsorge meiner Obern zur Rückkehr in den Orient angewiesen.

Zuerst gieng ich nach Kairo, wo ich bei der sorgsamten Pflege mich erholte, und wurde sodann von dem Apost. Vicar zur Vollendung der theologischen Studien auf die Universität der PP. Jesuiten zu Beyrut in Syrien gesandt, wo ich meine Studien im Juli 1886 vollendete.

Um mich nach den nicht geringen Anstrengungen bei meiner ohnedies schwächlichen Natur zu erholen und damit ich mich gleichzeitig in der arabischen Sprache vervollkomme, sandte mich mein Bischof in das Jesuiten-Collegium nach Ghazir auf den Libanon, wo ich bis Mitte December verblieb und dann wieder nach Kairo zurückkehrte, wo ich an unserer Schule Arabisch-Lehrer ward. Endlich war für mich der langersehnte Tag der hl. Priesterweihe, der 8. Mai 1887, angebrochen. Gerührt war mein hochwürdigster Bischof, der mir die Hände auflegte; gerührt war ich und voll frohen Dankes gegen die göttliche Vorsehung, die meinen Lebensweg so wunderbar gestaltet hat, gerührt aber waren auch meine schwarzen Mitbrüder, die bewohnten, voll Freude, daß einer aus ihrer Mitte der Geweihte war. —

Bis hieher erzählte uns Pater Daniel selbst seine Lebensschicksale. Nun fügen wir einige Worte über seinen weiteren Lebenslauf bei.

Nach der Priesterweihe begleitete er zunächst den apost. Vicar auf einer Reise nach Europa und kam nach Italien, Oesterreich und Deutschland. Nach Afrika zurückgekehrt gieng er im December 1887 nach Suakin am rothen Meere und wirkte eifrig in der dortigen Missionschule bis zum Sommer 1889. Um diese Zeit unternahm er in Begleitung eines Missionärs eine Reise nach Europa, um milde Gaben zu sammeln. Im August 1889 begann die Sammelreise in Salzburg und umfaßte der Reihe nach die Städte und größeren Orte im Herzogthum Salzburg, in Tirol und Vorarlberg, Schweiz, Württemberg, Westfalen, Luxemburg, Elsaß-Lothringen, Baden, Hessen Frankfurt, Rheinland, Sachsen, Berlin, Breslau und Oberschlesien, Oester.-Schlesien, Galizien, Posen, Ostpreußen, Westpreußen, Ungarn, Dalmatien, Krain. An allen größeren Orten wurden

theils in öffentlichen Localen Vorträge, theils in Kirchen Predigten über die Christlichmachung der Neger Afrikas gehalten; Pater Daniel erbaute durch seine Erscheinung und seine Andacht bei den priesterlichen Functionen und seine ganze Person bildete eine lebendige Illustration zu den Vorträgen und Predigten und einen sichtbaren Beweis für die Bildungsfähigkeit der Neger. Seine höflichen Manieren und sein freundliches Aeußere gestatteten ihm, sich auch in feineren Kreisen mit gutem Erfolge zu bewegen; seine Bildung und sein Talent setzten ihn in den Stand, anregende Unterhaltung zu führen. Infolge seines bedeutenden Sprachtalentes war es ihm leicht, gar bald unsere deutsche Sprache zu lernen, für die er stets eine warme Liebe bewahrte. Dies alles im Vereine mit seiner kohlschwarzen Hautfarbe machte ihn zu einer interessanten und anziehenden Erscheinung. Die Herzen und Hände der Gläubigen thaten sich weit auf und der Erfolg der Reise war ein gesegneter.

Von Laibach kehrte Pater Daniel mit seinem Begleiter im Jänner 1891 nach Afrika zurück. Von da an wirkte er fast ununterbrochen in der Missionspfarrei Heluan bei Kairo. Sein Wirken auf der Kanzel, im Beichtstuhle und besonders in der Schule war recht segensreich. Eine besonders gute Anlage hatte er für die Schule, wo er sich das Vertrauen und die Liebe der Schüler in hohem Grade zu erwerben wußte. Sein Andenken ist unter der christlichen und nicht-christlichen Bevölkerung Heluans ein gesegnetes.

Seine Gesundheit war nie eine starke gewesen. Sein Vater war auch an einer Art Schwindsucht gestorben. Der Aufenthalt in Aegypten und mehr noch in Europa war für die Neger von jeher nicht recht zuträglich. Der Aufenthalt in Heluan war seiner Gesundheit offenbar nützlich, konnte aber doch das heimatliche Klima nicht ganz ersetzen. Schon seit einiger Zeit machte sich bei Pater Daniel ein Abnehmen der Kräfte bemerklich, das immer mehr fortschritt. Am 2. Jänner 1900 fand er Aufnahme im österreichischen Rudolfspitale in Kairo. Aber der Fortschritt des Uebels konnte nicht mehr gehemmt werden, so daß sich Pater Daniel bald überzeugte, es gebe kein Heilmittel mehr. Er machte sich mit dem Gedanken an den Tod vertraut und bereitete sich darauf vor. Sein besonderer Schmerz war, daß er gerade jetzt, da der Sudan und somit der Zugang zu seiner Heimat frei war, sterben müsse. Aber auch dieses Opfer brachte er heldenmüthig und sah mit größter Ruhe seiner Auflösung entgegen. Am 11. Jänner um 1 Uhr früh gab er, etwa 40 Jahre alt, wohl vorbereitet durch den Empfang aller heil. Sterbesacramente, in Gegenwart des hochw. Pater Dhrwalder und der Krankenschwestern seine schöne und edle Seele in die Hände des Schöpfers zurück. Seine irdische Hülle ruht auf dem katholischen Friedhofe zu Alt-Kairo.

Pater Daniel Sorur Pharim Den war von hoher, schlanker Gestalt und liebenswürdigen Gesichtszügen. Ein edler Charakter, ein braver und frommer Priester, ein seeleneifriger Missionär, ein gottbegnadeter, mit Verstand und Herz begabter Neger hat er an seiner eigenen Person den Beweis geliefert, was die jetzt

noch so tief stehende Rasse vermöchte, wenn christlich: Religion und Bildung ihr auf die richtige Bahn verhilft.

Wir legen den Kranz des Gebetes und der Liebe am Grabe des lieben Todten nieder. Das edle Bild des guten Negerpriesters wird zeitlebens eine lichtvolle Erinnerung für uns und seine vielen deutschen Freunde sein.



Rundschau in den Missionen.

Aus unserer Mission. Einem an uns gerichteten Briefe des Hochw. P. Wilhelm Banholzer, F. S. C., aus Omderman, 4. November, entnehmen wir Folgendes:

Bin nun seit einer Woche wieder in Omderman. Diesmal gieng die Reise schon viel besser als das erstemal. Von Assuan nach Galsa kommt man bei dem hohen Wasserstande von heute in drei Tagen. Der Gilzug, der jede Woche einmal nach Omderman abgeht, macht die Strecke in 30—35 Stunden. Wir hatten drei Tage in Galsa auf diesen Gilzug zu warten. Mit Lebensmittel waren wir diesmal aufs allerbeste versehen. Nicht nur das; auch an Bettzeug, Spiritusküchen fehlte es nicht. Letztes Jahr war unsere Reise voller Strapazen; diesmal fehlte nichts. Trotzdem fühlte ich mich das lehtemal zufriedener. Wenn man alles hat, ist man eben nicht recht im Herzen zufrieden. — Unser Dampfboot ist ganz hübsch. Bis Redschaf gehen jeden Monat die Dampfschiffe der Regierung; bald unterhalb Redschaf beginnen die Katarakten, die kein Schiff passieren kann. Man schildert die Gesundheitsverhältnisse des weißen Nil als unerträglich für Europäer. Also bis zu den Katarakten geht unser Schiff, dann muss man mit Trägern ins Inland. . . Weiteres über die Expedition, die Mitte December abgehen soll, werde ich Ihnen zugehen lassen, sobald sie abgegangen ist. . . .“

Asien.

China. Bischof von Anzer weilte auf seiner Rückreise nach China einige Zeit in New-York. Hier wurde er von einem Berichterstatter im Leo-hause interviewt und gab bei dieser Gelegenheit bemerkenswerthe Aufschlüsse über die Lage in China. Der Bischof bemerkte, er habe bereits vor mehreren Wochen dem Minister von Bülow gesagt, dass, um die chineesische Angelegenheit zu einem glücklichen Ende zu führen, die Mächte einig bleiben und einen entscheidenden Erfolg erzielen müssten. Wenn das geschieht, fährt er fort, dann geht die Revolte von selbst zu Ende. Ohne einen solchen Erfolg würden sich die Wirren über ganz China verbreiten. Ich kann natürlich nicht wissen, welche Absichten die Mächte, nachdem ihre Soldaten in Peking eingezogen sind, hegen. Nach meinem Urtheil, und wie ich die Chinesen kenne, sollten die Truppen jetzt Peking nicht verlassen, denn sonst wird unter der

ganzen chinesischen Bevölkerung die Nachricht verbreitet, daß man die „fremden Teufel“ verjagt habe, und dann geht der Spektakel erst recht los. Es wäre ein Fehler, wenn man jetzt, selbst auf die Gefahr hin, daß den Truppen und den Gesandten einige Gefahr drohen sollte, die Soldaten mit den Gesandten nach Tientsin sich zurückziehen lassen würde. Man muß sich in Peking unter allen Umständen halten und einen Erfolg erzielen. Ein getrenntes Vorgehen der Mächte würden die Chinesen für eine Schwäche halten, ihnen muß man durch Entschiedenheit imponieren. Die Nord-Chinesen werden übrigens häufig falsch beurtheilt. Sie sind geborne Soldaten, es fehlt ihnen aber an einer guten Führung. Ferner sollte man an keine Theilung von China denken. Die Hilfsmittel des Landes sind so bedeutend, daß die Mächte sich Entschädigung auch auf andere Weise als durch Landwerb verschaffen können.

Was man in manchen Zeitungen über die Ursachen der jetzigen Schwierigkeiten sagt, ist mehr oder weniger unrichtig. Ich glaube, ich kann sagen, daß zum Ausbruch der Feindseligkeiten wohl von allen Seiten beigetragen worden ist, von den Kaufleuten, den europäischen Beamten, den Reisenden, auch Missionären, aber keine dieser Personen hat genug gethan, um eine einzelne derselben als die Ursache des Ausbruchs der Feindseligkeiten bezeichnen zu können. Wenn ein aus Stroh aufgebautes Haus niedergebrannt werden soll, genügt ein kleines Streichholz. Das Eindringen der Europäer, die Besitzergreifung der meisten Häfen, dies alles hat dazu beigetragen, die Chinesen zu verbittern. Man muß sich vor allem hüten, die Verhältnisse dort mit europäischem Maßstabe zu messen. China ist eine eigene Welt für sich, gerade so wie Amerika und Europa eine Welt für sich sind. Beide sind für sich geblieben, aber die europäischen Mächte haben sich untereinander abgeschlossen und dadurch andere Kulturformen erlangt, als die Chinesen. China war immer abgeschlossen. Es brachte alles hervor, was das Land brauchte und hatte eine Verbindung mit der andern Welt nicht nöthig. Jetzt sind die beiden Welten aufeinander gestoßen, geistig und materiell. Reibungen entstanden, ein Funken sprühte und das große Strohgebäude steht in hellen Flammen.

Vorderindien. Der letzte Jahresbericht der Diöcese Puna gibt folgendes Bild: Gemeinden 38, Kirchen 21, Kapellen 17, Katholiken 12,995 (2181 Europäer und Curafier, 10,814 Eingeborne), Collegien 1 (mit 12 Professoren und 350 Zöglingen), Elementarschulen für Knaben 7 mit 312, Mädchenschulen 8 mit 441 Kindern; dazu kommen noch in den sieben Heidenmissionen 83 Schulen mit 1244 Knaben und 390 Mädchen; Waisenhäuser 2. Das Personal besteht aus 1 Bischof, 10 Weltpriestern, 21 Patres der Gesellschaft Jesu, 1 Laienbruder und 18 Ordensschwestern. Getauft wurden 1228, davon 95 erwachsene Heiden und 754 Heidenkinder, Konversionen vom Protestantismus 44.

Ceylon. Nach dem letzten Regierungscensus (1899) zählt die Erzdiöcese Colombo 198.121 Katholiken. Ein Vergleich mit dem vorigen Census in den achtziger Jahren ergibt einen Zuwachs von 37.352. In 325 katholischen Schulen werden 27.547 Kinder erzogen. 24 sind englische, die übrigen einheimische Schulen. Das schöne junge Colleg St. Josef in Colombo, unter Leitung der Oblaten von

der Unbefleckten Empfängnis, zählt 600, die St. Benedicts-Anstalt der christlichen Schulbrüder 645 Zöglinge. Die Schwestern vom Guten Hirten leiten 2 Pensionate mit zusammen 559 Mädchen. — Die Diözese Dschaffna (Oblaten) umfaßt 22 Missionsstationen; getauft wurden im Berichtjahre 1879 (darunter 110 erwachsene Heiden und 5 Protestanten). Die Mission zählt 96 Schulen (6 englische) mit 6798 Kindern. Das St. Patricks-Colleg in Dschaffna mit seinen 268 Zöglingen gilt als die beste, englische Lehranstalt der Provinz.

Afrika.

Kirchliche Einteilung. I. Nordafrika umfaßt 12 Bisthümer bzw. Apostolische Vicariate (Algier; Constantine; Oran; Carthago; Aegypten; Apostol. Vicariat der Lateiner, der unierten Orientalen, Ober-Aegypten, Nildelta, Tripoli, Marokko, Sahara). Außerdem haben in Aegypten ihre Bischofsitze: der koptische Ritus (10.000) drei, ferner der armenische (1200), der griechisch-melchitische (800), der syrische (6000), der maronitische (4500), der chaldäische (500).

II. Westafrika zählt 22 Apost. Vicariate und ein Bisthum. Von den Apost. Vicariaten versorgen die Väter vom hl. Geist 11, die Lyoner-Missionäre 5, je eines die Jesuiten, Steyler-Missionäre, Pallotiner, Prämonstratenser, Oblaten der unbefleckten Empfängnis und Scheutvelder.

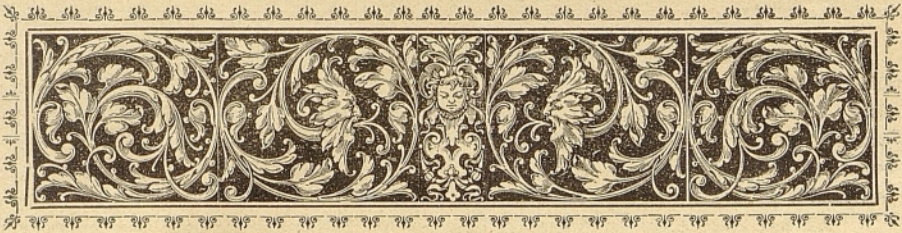
III. Südafrika ist in 8 Apost. Vicariate bzw. Präfecturen eingetheilt, von denen fünf von den Oblaten der unbefleckten Empfängnis pastoriert werden.

IV. Ostafrika zählt 8 Apost. Vicariate und Präfecturen, von denen drei die Kapuziner, zwei die Jesuiten und je 1 die Lazaristen, die St. Benedictus-Gesellschaft und die Väter vom hl. Geiste versehen.

V. Centralafrika mit 8 Apost. Vicariaten, von denen die Weißen Väter 6, die Söhne des hlst. Herzens Jesu und die St. Josefs-Missionäre von Mill-Hill je eines innehaben.

Missionen der afrikanischen Inseln: a) im atlantischen Ocean 6 Bisthümer und 1 Apost. Präfectur; b) im indischen Ocean 3 Bisthümer, 3 Apost. Vicariate und eine Präfectur.





Ein Deutscher — Slave in Afrika.

Eine wahre Begebenheit aus dem vorigen Jahrhundert.

Neu bearbeitet von A. B.

(Schluß.*)

VI.



Als die Karawane, welche von Raiwo nach Aleppo zog, hatte sich ein Europäer, als türkischer Kaufmann verkleidet, angeschlossen. Er reiste, um die heiligen Orte in Palästina zu besuchen.

Dieser hatte auf der Reise durch die Wüste den Weishaupt bemerkt, wie er sich manchmal von den Mohamedanern entfernte, um in stiller Andacht sein Gebet zu verrichten. Dem Fremden war es auch nicht entgangen, mit welcher Treue und Anhänglichkeit er seinem Herrn diente und wie schonend er von diesem behandelt wurde. Er wollte nun den Sklaven näher kennen lernen, und wenn er es verdiente, ein besseres Loos bereiten.

Eines Tages redete der Europäer den Sklaven an, fragte ihn um seinen Namen, seine Herkunft und wie er in die Sklaverei gekommen sei. Weishaupt war schon sehr erfreut, daß er in seiner Muttersprache angeredet wurde. Als nun Weishaupt Biegnitz als seinen Geburtsort nannte, theilte ihm der Fremde mit, daß er diesen Ort wohl kenne, weil er dort studiert habe. Auch erinnerte er sich an Weishaupts Vater, der ihn öfters in einem Kahne über den Fluß setzte. Weishaupt erzählte alle seine Erlebnisse und bat zuletzt den Europäer, ihm behilflich zu sein, daß er von der Sklaverei befreit werde und in sein Vaterland zurückkehren könne.

Aus der ersten Unterredung hatte der Fremde wahrgenommen, daß sich Weishaupt trotz des langen Aufenthaltes unter den rohen Mohamedanern ein frommes Gemüth bewahrte und ein besseres Schicksal verdiene. Der Fremde versprach dem Sklaven, daß er sich seiner annehmen werde.

Der fremde, menschenfreundliche Mann war ein Malteser Ritter namens von Perci, der eine Wallfahrt nach Jerusalem unternommen hatte und über Aegypten nach Palästina reiste.

Die Johanniter, welche später den Namen Malteser Ritter, nach dem Namen der Insel Malta, annahmen, hatten in früheren Jahrhunderten die Aufgabe, das heilige Land gegen die Saracenen zu vertheidigen, wallfahrende Pilger zu beschützen und Kranke zu pflegen.

Der Malteser Ritter unternahm daher in Begleitung eines Dieners diese Reise, sowohl aus frommer Andacht, als auch um die Orte zu sehen, wo sein Orden entstanden war und nützlich für die Christenheit gewirkt hatte.

Er wünschte sich nun auf der Reise nach Palästina einen Diener, auf dessen Treue er sich verlassen konnte, welcher der Sprache der dortigen Bewohner mächtig und mit deren Sitten und Lebensart bekannt war.

*) Siehe Nr. 11, Seite 256.

In Weishaupt meinte er ganz den Mann gefunden zu haben, den er suchte. Dieser hatte während seines Sklavendienstes in Algier und auch auf der weiten Reise die orientalische Sprache erlernt und durch den Umgang mit Türken und Mauren wußte er, wie man sich dieselben zu Freunden machen könne. Der Ritter beschloß daher, ihn von dem türkischen Kaufmann loszukaufen und ihm dann, wenn sie nach Europa zurückkämen, die Freiheit zu schenken und für sein Fortkommen zu sorgen.

Als nun eines Tages der Ritter sein Vorhaben dem Weishaupt mittheilte, war dieser aufs freudigste überrascht und gelobte dem Ritter, ihm treu zu dienen und Blut und Leben für ihn hinzugeben.

Wohl waren beide darüber in Sorge, daß der Kaufmann und dessen beide Söhne den Weishaupt nicht so leicht entlassen würden. Fürs erste konnten sie ihn gut brauchen, und fürs zweite waren ihm die Söhne besonders zugethan. Der Ritter machte sich daher auf ein hohes Lösegeld gefaßt.

Anfangs wollte der Türke den Sklaven um keinen Preis freigeben, als aber die Söhne bei dem Vater für Weishaupt baten, willigte er endlich ein und verlangte 600 Gulden Lösegeld, welches ihm der Ritter sofort auszahlte.

In der freudigen Erregung fiel Weishaupt auf die Knie, hob die Hände gegen den Himmel und rief: „Allmächtiger! Du hast Wunder an mir gethan, Dein Name sei gepriesen!“ Dann erhob er sich rasch, umarmte weinend vor Rührung den Ritter und sagte: „Herr, mein Leben lasse ich für Sie. Gott hat Sie mir gesandt, um mir zu helfen! Nie werde ich Ihnen die Wohlthat vergessen können!“

Der Kaufmann und seine Söhne waren Zeugen dieses rührenden Auftrittes. Auch ihnen traten Thränen in die Augen und der Türke ward so ergriffen von Weishaupts Dankgefühl, daß er dem Ritter das Lösegeld zurückgab, indem er sagte, Weishaupt habe an seinen Söhnen so viel Gutes gethan, und es freie ihn, jetzt dem treuen Sklaven behilflich sein zu können, damit er in sein Vaterland zurückkehren kann.

Weishaupt ergriff die Hand des braven Türken, benetzte sie mit Thränen, ohne ein Wort sprechen zu können, dann schloß er die Jünglinge in seine Arme.

Es war eine Scene, wo Christen und Mohamedaner an Edelmuth wetteiferten und den herrlichen Beweis lieferten, daß der Tugend und Frömmigkeit manchmal schon auf Erden ihr Lohn wird.

Weishaupt war seinem neuen Herrn mit Leib und Seele zugethan, der ihn nicht wie einen Diener, sondern wie einen Freund behandelte.

Der Ritter bereitete nun alles zur Weiterreise nach Palästina vor. Er kaufte Kameele und Esel, welche sein Gepäck, ihn und seine Diener tragen sollten. Ferner besorgte er Reisegeräte, Kleidung, Zelte, Lebensmittel und auch Waffen, um sich damit gegen die räuberischen Ueberfälle der Araber vertheidigen zu können. Auch kaufte er noch mehrere Christensklaven los, wobei er seinen Diener Weishaupt zurathe zog.

VII.

Nachdem alles vorbereitet war, begab sich der Malteser-Ritter in Gesellschaft des Kaufmannes von Aleppo und seiner Söhne auf den Weg in das gelobte Land, welches schon durch die in dem alten Testamente ausgezeichneten Begebenheiten sehr merkwürdig ist, bei uns Christen aber überaus heilige Erinnerungen erweckt.

Nachdem der Ritter seine Pilgerreise glücklich vollbracht und wohlbehalten in seinem Vaterlande Malta angelangt war, ließ er dem Weishaupt und den sechs übrigen Begleitern Zeit, um sich von den Beschwerlichkeiten der weiten Reise erholen zu können. Dann stellte er ihnen frei, ob sie hier in seinen Diensten bleiben oder in ihr Vaterland reisen wollten, und versprach ihnen, sie auch auf der weiteren Reise zu unterstützen.

Weishaupt hatte keinen sehnlicheren Wunsch, als nach Schlesien in seine Geburtsstadt zurückzukehren; er kämpfte aber lange mit sich selbst, ob er diesen Wunsch seinem Herrn vorbringen dürfe, ohne undankbar gegen ihn zu erscheinen. Der Ritter hatte ihn aus der Sklaverei

befreit, ihn mit Liebe behandelt, ihm sein volles Vertrauen geschenkt, und jetzt sollte er seinen Wohlthäter verlassen. Schließlich bat er den Ritter, ihn nach Liegnitz ziehen zu lassen, da ihn eine große Sehnsucht erfaßt habe, und er hoffe, seine Eltern wieder zu sehen.

Der Ritter gab ihm die Erlaubnis zur Abreise und versah ihn mit Reisegeld.

Der Sklave aus Leipzig, welcher schon 26 Jahre in Syrien gelebt hatte, sehnte sich nicht mehr nach Deutschland zurück. Er war schon an Jahren so weit vorgerückt und an das südliche Klima so sehr gewöhnt, daß er befürchtete, es könnte die rauhe Luft im Norden seiner Gesundheit nachtheilig sein. Zudem hieng er dem Ritter mit so treuer Liebe an, daß er sich von ihm nie mehr trennen wollte.



Bischarinen. (Originalbild des „Stern der Neger“.)

Der Ritter war über dessen Anhänglichkeit gerührt und versprach ihm, daß er lebenslänglich für ihn sorgen werde.

Noch zwei andere losgekaupte Sklaven blieben in dem Dienste des Ritters zurück.

Bewegten Herzens nahm Weisshaupt Abschied von seinem Wohlthäter. Er erfaßte die Hand des Ritters, küßte sie und gelobte, wenn er seine Eltern nicht mehr am Leben treffen sollte, zu ihm wieder zurückzukehren.

Der brave Ritter wollte aber das angefangene gute Werk an Weisshaupt ganz vollenden. Er bezahlte nicht nur die Reise von Malta nach Triest, sondern gab ihm auch Empfehlungsbriefe an Handelsleute in dieser Stadt mit, welche ihm zu seinem ferneren Fortkommen behilflich sein sollten.

Mit großer Freude betrat Weishaupt in Triest das Land, wo er wieder Deutsche antraf mit denen er seine Muttersprache reden konnte. Da seine Ankunft an einem Sonntag erfolgte, besuchte er in der dortigen, deutschen Kirche den Gottesdienst, wo er nach 16 Jahren wieder einmal eine Predigt in deutscher Sprache vernahm.

Nach dem Gottesdienste begab er sich zu dem Kaufmanne, an den er Briefe abzugeben hatte. Auf die Empfehlung des Malteser Ritters hin wurde er sehr gut aufgenommen und erhielt dort Wohnung und Verpflegung.

Weishaupt erzählte bei seinem längeren Aufenthalte im Hause des Kaufmannes seine Erlebnisse, und in kurzer Zeit wurden die Schicksale seines Lebens in der ganzen Stadt bekannt. Er wurde zu vielen angesehenen Familien geladen, wo er alle Begebenheiten immer wieder erzählen mußte.

Überall wurde er reichlich beschenkt, so daß er in kurzer Zeit ein ganz ansehnliches Reisefümmchen zusammenbrachte.

Der Kaufmann gab ihm wieder Empfehlungsschreiben an Handelsfreunde in allen bedeutenden Städten mit, welche Weishaupt berühren mußte, und überall wurde er wohlwollend aufgenommen.

So erreichte Weishaupt wohlbehalten am 18. Jänner 1789 seinen Heimatsort.

Die Sehnsucht, welche ihn von dem weitentfernten Malta in sein Vaterland getrieben hatte, wurde nicht befriedigt. Wo er Freude suchte, wurde er mit Trauer erfüllt. Seine Eltern ruhten im Grabe. Auch der Gärtner, bei dem er als Knabe gearbeitet hatte, und sein Lehrherr, der Schornsteinfeger, waren früher gestorben. Ein Großtheil der Einwohner war ihm fremd, und er fand nirgends das Glück, welches er in seiner Vaterstadt gesucht hatte.

Es schien, daß er nur in dieselbe zurückgekehrt sei, um an der Seite seiner Eltern und Freunde eine ruhige Grabesstätte zu finden, denn er erkrankte kurze Zeit nach seiner Ankunft und am 11. Februar 1789, nachdem er sich als frommer Christ zu einem seligen Tode vorbereitet hatte, gieng der Christenslave hinüber in eine bessere Ewigkeit.



Nachrichten aus dem Marien-Verein für Afrika.

Breitensee. — Frauengruppe des Marien-Vereines. — Hochw. Hr. Pfarrer Adolf Seblaczek schreibt uns: „Am 13. November stand die Frauengruppe des Marien-Vereines in Breitensee zum zweitenmal in diesem Jahre am Grabe eines lieben Mitgliedes. Am 11. entschlief selig im Herrn nach langer, schmerzlicher Krankheit und wiederholtem Empfange der hl. Sterbsacramente Frau Maria Wogowitzsch, Wirtschaftsbesitzersgattin von hier, erst 33 Jahre alt. Es war ihr nur kurze Zeit vergönnt, Gattin und Mutter zu sein. Sie war eine glühende Verehrerin der seligsten Gottesmutter, und so hoffen wir, daß sie einen barmherzigen Richter gefunden hat und, Gott gebe es, nach kurzem Leiden im Fegfeuer der seligen Schar der Marienverehrer zugefellt werden wird. Die Theilnahme am Leichenbegängnisse war eine große; zu beiden Seiten des Sarges schritten Vereinsfrauen mit Abzeichen und brennenden Kerzen. Nach dem Leichenbegängnisse traten vier neue Mitglieder, Verwandte der Verstorbenen in Loimersdorf, dem Vereine bei.“

